# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 47. 1895.


## Die graue Mauer.

Novelle von **F. v. Kapff-Essenther.**

(Fortsetzung.)

8. (Nachdr. verboten.)

Noch vor der Mittagsmahlzeit war Eugen hinübergeführt worden durch ein halbes Dutzend Gänge über einen breiten, ihm bis dahin fremden Hof nach einem Seitengebäude, in welchem sich in allen Stockwerken Arbeitssäle befanden, lang gestreckte, mäßig hohe, helle und nicht übel gelüftete Räume, in denen an langen Tafeln Gefangene saßen und standen, jeder mit seiner Arbeit beschäftigt. Ein Aufsichtsbeamter wandelte in dem breiten Mittelgang, man schien von seiner Anwesenheit kaum Notiz zu nehmen. Die Leute flüsterten miteinander, lachten wohl auch, trieben Scherz, aber sie arbeiteten, die Stunden vergingen ihnen, sie hatten nicht Zeit, zu denken.

Eugen wurde einem nicht ganz besetzten Tische überwiesen. Man beschäftigte ihn wieder mit Düten kleben. Es ging schon ziemlich schnell mit der Kleisterarbeit. Ihm kam vor, als brächte er jetzt zwanzig Düten eher fertig, als am ersten Hafttage drei, und die Produkte seines Fleißes sahen glatt, säuberlich aus. Sie waren brauchbar, brauchbarer zweifellos als diejenigen seines Nachbars, der offenbar heute die ersten Versuche machte. Wenn die Gesellschaft von Berlin ihn gesehen hätte, die ihn an der Riviera glauben sollte! Und andererseits, wenn Irina zufällig in den Saal getreten wäre, hätte ihn dort gefunden, arbeitend unter Arbeitern, gefaßt, geduldig, ergeben!

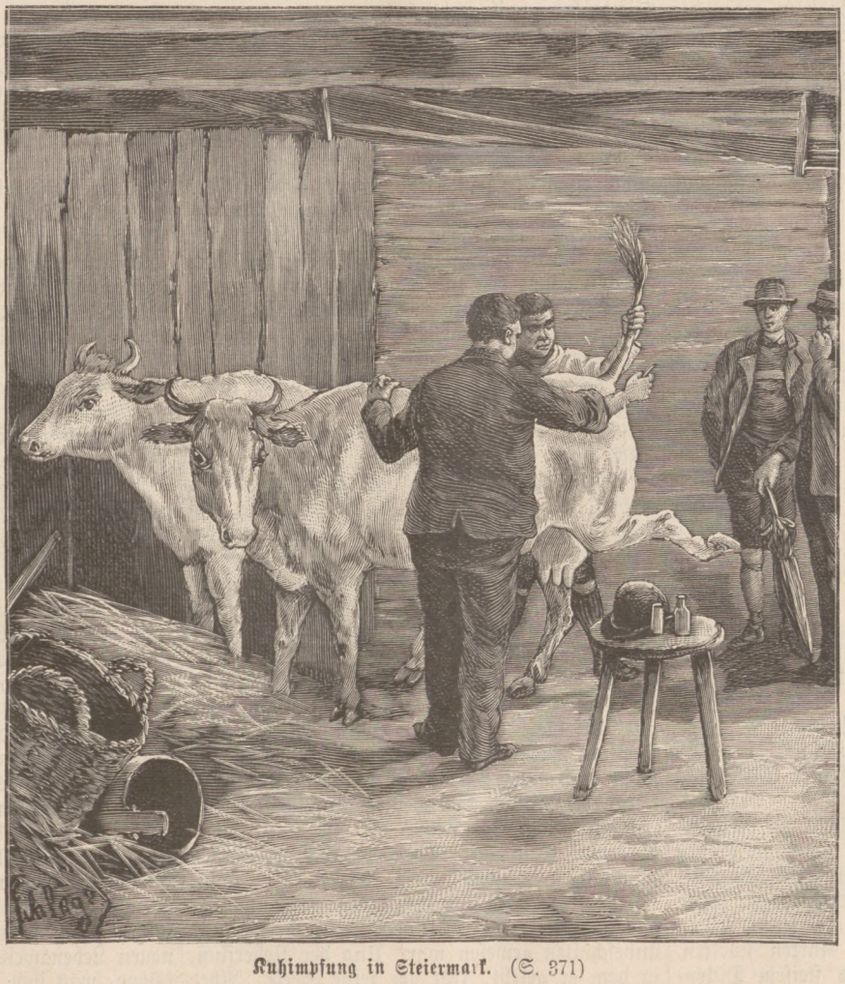
Im ersten Augenblick hatte ihn der Geruch von armen und unsauberen Leuten angeekelt, den er zu spüren glaubte. Jetzt fühlte er sich etwas ruhiger, da er Menschen um sich sah, Bewegung, da er Stimmen hörte. Es waren nur Sträflinge, wahrscheinlich lauter Taugenichtse, aber doch Menschen.

Freilich war er einigermaßen beschämt, daß sich hier seine Ausnahmenatur so gar nicht bewährt hatte. Aber wohler war ihm doch.

„Ich verschaffe Ihnen was zu rauchen," hatte der ehemalige Komptoirdiener ihm zugeflüstert und ihn mit dem warmen Blicke angesehen, der Eugen gestern schon in's Herz gegangen war. Und der Mann hielt Wort. Draußen in der Freiheit, wie würde Eugen gelacht haben über diese abenteuerliche Geschichte, über diese Schmuggelei, die hier in dem weitverzweigten Gefängnißgebäude mit Tabak und Cigarren getrieben wurde! Die Sache ging nämlich, wie man ihm berichtete, folgendermaßen zu.

In der Anstalt war ein Theil der Sträflinge auch mit der Anfertigung von Cigarren beschäftigt, zu welchem Zwecke dem Einzelnen ein bestimmtes Quantum roher Blätter ausgefolgt werden mußte. Da diese Blätter mehr oder minder angefeuchtet werden bei der Verarbeitung, läßt es sich nicht immer verhindern, daß durch einen größeren Wasserzusatz Gewichtsunterschiede herbeigeführt werden zwischen dem empfangenen Material und dem abgelieferten Produkt. Mit anderen Worten: der Arbeiter macht aus einem Tabaksquantum, das für hundert Cigarren bestimmt ist, hundertzehn, indem er den Feuchtigkeitsgehalt des Rohstoffes erhöht. Die überzähligen Cigarren würden nun für den Hersteller unter Umständen werthlos sein, wenn er nicht einen Weg fände, sie irgend einem Anderen zuzuführen, der ihm wiederum einen entsprechenden Gegenwerth zu geben vermag.

Das aber hat seine eigene Geschichte. In jeder Zelle, in jeder Schlafabtheilung gehört zu den vorhandenen Geräthen eine verschließbare Blechbüchse, welche der Aufbewahrung von Salz dient. Salz wird nämlich den Gefangenen nach Belieben geliefert. Nun, diese Salzbüchse ist ein bequemes Transportmittel. Jener Gefangene, welcher dazu beordert wird, mit der leeren Büchse in's Magazin zu gehen, um sie dort füllen zu lassen, ver-



**Kuhimpfung in Steiermark.** (S. 371)

birgt in ihr die ihm von einem Genossen zugesteckten Cigarren; auf seinem weiten Wege passirt er irgend einen Punkt, wo er Gelegenheit hat, die gefüllte Büchse gegen eine leere umzutauschen, beziehungsweise gegen eine solche, die in ihrem Innern die vereinbarte Gegenleistung birgt. Verständlicher noch wurde Eugen dieser ganze Vorgang, als er erfuhr, daß die erbgesessenen Bewohner unserer Strafanstalten von jedem Punkte des Gefängnisses aus, sofern der betreffende Raum nur Wand an Wand liegt mit einem anderen bewohnten Raume, sich jederzeit miteinander nicht nur in Verbindung setzen, sondern auf's Deutlichste verständigen können. Das geschieht durch eine Klopfzeichensprache, die von Wand zu Wand geleitet wird, und deren Aeußerungen weiter zu geben jeder kundige Gefangene für eine „Ehrenpflicht" hält. Der Mann also, der in einem Schlafsaal des äußersten linken Flügels untergebracht ist, telegraphirt durch Klopfzeichen einfach in den nächsten Raum hinein, und er kann unter zehn Fällen neunmal sicher sein, daß seine Depesche dem Adressaten unverstümmelt zugeht. So ist es möglich, daß Jemand, dem es gelungen ist, einige Geldstücke hereinzuschmuggeln, oder der etwa bei der Fabrikation von Tabak beschäftigt ist, oder dem irgend etwas erreichbar ist, was als Tauschmittel Anderen willkommen sein könnte — daß der Wege findet, seine Habe los zu werden, seine Bedürfnisse zu decken. In dieser Weise war auch in den Arbeitsraum, den Eugen nunmehr bezogen hatte, Mancherlei geliefert worden, was die Aufsichtsbehörde gewiß niemals hergegeben hätte. Da hatte der Eine allerlei Pulver aus der Apotheke, die ja auch unter Hinzunahme von Gefangenen bewirthschaftet wurde; ein Anderer konnte mit Zucker dienen, als er hörte, seinem Nachbar sei der Kohl zu sauer. Ein Dritter verhandelte Kautabak, ein Vierter endlich hatte Cigarren, eine ganze Salzbüchse voll, die er unter seinen nächsten Genossen ausbot. Eugen empfing heute Cigarren gegen die Zusage, sein Linsengericht Mittags an den Lieferanten des kostbaren Krautes abzugeben. Das aber hatte der Komptoirdiener veranstaltet.

Tabak, Cigarren! Er war beschämt, aber er jubelte bei dem Gedanken, und während er die noch nassen Glimmstengel vorsichtig in seiner Rocktasche verschwinden ließ, freute er sich auf den bevorstehenden Genuß.

Zum ersten Mal blickte er frei um sich und wandte sich nicht ab, wenn er auf widrige Gesichter stieß. Im Gegentheil, er begann allmälig Studien zu machen. Prüfend glitt sein Blick durch die Reihe der Genossen. Im Geiste suchte er sich die Geschichte jenes Mannes zu konstruiren, der ihm gegenübersaß und mit außerordentlichem Fleiß, mit erstaunlicher Geschicklichkeit arbeitete, und der denn auch thatsächlich das etwa sechsfach so große Quantum Düten fertig brachte, wie er selbst. Was mochte den Mann bewegen, über das ihm gebotene Arbeitsmaß hinaus sich zu bemühen?

Später wurde Eugen das klar. Jeder Pfennig, den der Mann während seiner mehrjährigen Gefängnißstrafe über das vorschriftsmäßige Pensum hier verdienen würde, kam ihm zugute, wenn dereinst die Stunde der Freiheit für ihn schlug. Wie ein Stoiker verzichtete der Mann darum auf die kleine Zubuße, die er sich von seinem Ueberverdienst hätte gestatten können. Er arbeitete fast unmenschlich, er wollte die Mittel erwerben, um bei seiner Entlassung nach Amerika gehen zu können.

Natürlich gab es auch Viele — vielleicht sogar in Ueberzahl — die nur dann die Hände rührten, wenn sie zufällig der Blick des Aufsichtsbeamten streifte. Dicht neben Eugen saßen zwei unangenehme Kerle, die — er traute seinen Augen nicht — miteinander Karten spielten. Zwar, die Karten waren aus steifem Düten-papier gemacht, die Zeichen nur mit Bleistift angedeutet, aber die Burschen spielten!

Und so kam über Eugen allmälig etwas wie Ergebung, Ruhe.

Eines Morgens wurde er zum Inspektor gerufen, um einen Brief in Empfang zu nehmen. Sonst pflegten Briefe an die Gefangenen diesen überbracht zu werden. Heute aber mußte noch etwas Besonderes vorliegen, da man ihn hinunterführte in das Bureau. Noch ehe er mehr als die Unterschrift des Briefes erkannt hatte — er kam von Irina Wallow — fiel sein Blick auf einen vollblühenden Rosenstrauch, der auf dem Pulte des Inspektors stand.

„Man hat diese schönen Blumen hier für Sie abgegeben," sagte der Beamte, „aber Sie können sich wohl denken, daß ich Ihnen nicht gestatten darf, dergleichen mitzunehmen. Immerhin werde ich dafür Sorge tragen, daß der Baum gepflegt wird, wenn Sie sonst zu Klagen keinen Anlaß geben, werde ich Sie von Zeit zu Zeit rufen lassen."

Eine tiefe Rührung erfaßte den Gefangenen. Er fand nicht gleich ein Wort des Dankes für den humanen Beamten. Seine Gedanken waren ganz bei Irina. Der Brief enthielt nur wenige Worte:

„Ich denke unaufhörlich an Sie. Bin ich doch die, wenn auch schuldlose Ursache Ihres Mißgeschicks. Ich hoffe, Sie sind tapfer und erliegen ihm nicht, diesem Mißgeschick.

Mit herzlichem Gruß Ihre

J. W."

Es erfaßte ihn maßloses Entzücken. Er vergrub sein Gesicht in den duftenden Rosen. Wie schön sie waren! Wie gierig er ihren Geruch einsog! Ach, es gab doch noch Schönheit draußen in der Welt!

Und wiederum — war nicht Alles todt, Alles zu Ende? Wartete diese schöne heitere Welt auf seine Wiederkehr? Wie schön ihm diese Welt jetzt erschien! Und Irina, die Gute! Sie dachte an ihn, da draußen war Jemand, der liebend und sorgend sich seiner erinnerte. Wie hochsinnig! Wie liebevoll von ihr! Es überfiel ihn etwas wie ein Gefühl des Glückes und er sagte zu sich selbst: „Ich werde tapfer sein."

Heute hatte er Hunger und konnte doch nichts essen als sein Brod, denn der Kohl, den es gab, war mit etwas zweifelhaftem Fett angerührt; er schob den Napf weit fort. Ein großer starker Mann mit leicht ergrautem Haar bat ihn, ihm denselben zu schenken; er hatte die eigene Portion schon verschlungen. Er machte sich jetzt an die Eugen's.

Eugen sah mit starrer Verwunderung zu. Wie war es möglich, zwei Portionen von dieser gräßlichen Kost zu essen?

Der alte Mann lächelte schwach und sagte: „Ich habe zu sehr gehungert vorher, liebes Herrchen. Ich wußte mir nicht zu helfen. Keine Arbeit, seit meine Frau todt ist, rein wie verhext Alles! Betteln aber wollt' ich nicht, stehlen auch nicht, und eines Tages, weil sie mich im Asyl gar nicht mehr aufnehmen wollten, da habe ich in der Leipziger Straße eine Spiegelscheibe eingeschlagen, und nun habe ich doch warm zu essen."

Es gab also wirklich Leute, die nichts zu essen hatten, die Spiegelscheiben einschlugen, nur um hierher zu kommen, in diese Hölle! Freilich, Eugen hatte schon davon gelesen, sich wohl auch einen Augenblick mit dem Gedanken daran beschäftigt, aber wenn man solchen Mann leibhaftig vor sich sieht, das ist ganz etwas Anderes. Eine ganze Weile vergaß Eugen seinen ungestillten Hunger, sein Elend, die zwölf Wochen, die noch vor ihm lagen; er sann über das Schicksal des Mannes nach, der bisher unbescholten gewesen war. Und der Ueberfluß, in dem er gelebt, trat vor seine Seele. Aber er gelobte es sich, wenn er wieder herauskam, wollte er Gutes thun, so weit seine Kräfte reichten, und keine Krume Brod sollte mehr an seinem Tisch verkommen.

Da war noch ein Greis, dessen kahler Schädel spärlich mit grauen Locken umsäumt war. Der hielt sich ernst, fast würdevoll in der zweifelhaften Umgebung und zeigte doch wieder eine kindliche Harmlosigkeit! Er war Eugen dadurch aufgefallen, daß auch er seinen Kohl nicht aß, er verschenkte ihn an einen jungen Burschen, der das Gemengsel gierig verschlang.

„Warum essen Sie nicht mit?" frug Eugen den Alten.

„Ich habe genug an meiner Suppe Früh und Abends. Ein alter Mann, wie ich, braucht nicht viel zum Leben. Möchten Sie vielleicht mein Mittagessen?"

Eugen verneinte lebhaft, aber er sah den Alten neugierig an. Da war nun wieder ein Mensch, der weiter nichts brauchte als zwei Teller von jener abscheulichen Mehlsuppe, und wie konnte er hierher gekommen sein?

„Ich bin ohne Hausirschein abgefaßt worden. Ich hausire nämlich mit Brillen, habe eine kranke Frau und eine Tochter mit einem lahmen Arm. Die Zeiten sind schlecht," sagte der alte Mann.

„Ja, aber warum gingen Sie denn ohne Hausirschein?" frug Eugen.

„Der Schein kostet achtzehn Mark, die hat man nicht immer."

Eugen schwieg. Achtzehn Mark! Ein mäßiges Abendessen bei Dressel! Davon konnte das Heil einer ganzen Familie abhängen!

„Darum wurden Sie gleich eingesteckt?" frug er, erschrocken über die Härte des Gesetzes.

„O, nicht gleich; aber, wissen Sie, lieber Herr, sie haben mich schon öfters ohne Hausirschein abgefaßt."

„Sie können zu mir kommen, wenn es Ihnen wieder droht. Ich strecke Ihnen das Geld vor."

Wie schön war es doch, Geld zu haben, dachte er bei sich, und es fiel ihm gar nicht ein, wie sehr der alte Hausirer und der entlassene Komptoirdiener ihn kompromittiren könnten.

* * *

Von den zwölf Wochen waren einige vergangen. Eugen hatte sich redlich bemüht, standhaft zu bleiben, aber es war doch sehr schwer. Denn neben dem Komptoirdiener, dem Hausirer und dem Spiegelscheibeneinwerfer war er in Gesellschaft widriger Burschen. Am unangenehmsten berührte es ihn, mit so vielen halbreifen Jungen sich gewissermaßen auf gleicher Stufe zu sehen. Da waren Bengel, die kaum der Schule entlaufen schienen und doch schon zum dritten oder vierten Male an dieser Stelle sich befanden, die sich ihrer Vertrautheit mit allen Gepflogenheiten des Hauses rühmten, welche die einzelnen Aufseher genau beim Namen kannten und sich lebhaft amüsirten. Jener strohgelbe Bursche da, der an seinem Tisch saß, war bereits zum fünften Male bestraft. Das nächste Mal, wie er sich selbst rühmte, würde er nicht wieder hierher kommen, sondern in's Zuchthaus. Ein anderer halbwüchsiger Junge hielt sich in unmittelbarer Gefolgschaft eines ausgedienten Taschendiebes, eines Mannes, der weitaus über die Hälfte seines Lebens in den verschiedensten Strafanstalten der Welt verlebt hatte. Eugen sah und hörte mit Entsetzen, wie dieser ausgemachte Schurke dem Jungen in Wort und That Unterweisung ertheilte, wie er ihm gewisse Handgriffe beibrachte, wie er schmunzelnd erzählte, mit welch' pfiffigen neuen Kniffen er sich den ihn beobachtenden Beamten zu entziehen gewußt habe; und der Bengel lauschte mit gespitzten Ohren, wie auf die Offenbarung einer neuen Lebensweisheit. Der würde gewiß benützen, was ihm hier so eindringlich vor Augen

geführt wurde, und er würde zweifellos seinen Lehrmeister dereinst übertreffen.

Da war ferner im Arbeitssaale an dem benachbarten Tisch ein junger Mann von hübschem, angenehmem Aeußern, der freilich auch erst seinen Antrittsbesuch hier machte. Aber die ganze Art, wie er sich in engeren Verkehr setzte mit den schlimmsten Gesellen, die hier zu finden, zeigte, daß bei ihm die Strafe schwerlich Besserung bewirken würde. „Auf glattem Wege ist ja nicht mehr durchzukommen," meinte er, wie um sich zu entschuldigen.

Voll Abscheu wandte sich Eugen von dieser Sippschaft. Er hatte sich ja bemüht, standhaft zu bleiben, aber es ging manchmal über seine Kräfte. — Die Rosen Irina's hatte er nicht mehr zu sehen bekommen. Der humane Inspektor war versetzt worden, und sein Nachfolger, ein Mann von eiserner Strenge, hätte dergleichen nicht geduldet. Vielleicht waren sie inzwischen verwelkt.

— — — — — — — — —

Ein Tag reihte sich an den anderen, grau, öde, reizlos, einer völlig gleich dem anderen, ein einziger unaufhörlicher Kampf, mit Ekel, Demüthigung, fast unerträglicher Entbehrung. Die einzigen Genüsse, hier und da eine schlechte Cigarre, eine heimlich genossene Flasche dünnen Biers und am Sonntag Nachmittag die Lektüre. Ach, wie gern plauderte er jetzt mit dem alten Hausirer, der in drastischer Weise erzählte, wie er seine Brillen los wurde. Wie gern mit dem Komptoirdiener, der ihm von seiner Grethe schwatzte und sich die bängste Sorge machte, ob das hübsche Mädchen ihm treu bleibe; mit dem Spiegelscheibeneinwerfer, der von seiner verstorbenen Frau erzählte.

Ach, seine „Olle"! Er hätte sich lieber gleich zu ihr in's Grab legen sollen. Er ließ es sich nicht nehmen: sein guter Geist war von ihm gewichen, er war verloren für diese Welt! Natürlich versprach ihm Eugen eine Stelle. Er wollte seine Freunde im Unglück nicht verleugnen, denn was sie alle verband, war der gemeinsame Jammer.

Eugen empfand nicht mehr den Armen-Leute-Geruch, kein Unterschied der Bildung und Gesellschaftsstellung. Er versenkte sich in das Geschick dieser armen Teufel. Er verglich. Wenn sie aus dem Gefängniß kamen, standen sie dem bittersten Elend, dem Kampf um's Dasein gegenüber, er dem unbeschränkten Genuß. Wie gut hatte er es. Warum war gerade er zum Genuß bestimmt, und Jene, die Menschen waren wie er, Jene nur zur Plage und Entbehrung?

Und eine ganz ungekannte Dankbarkeit gegen das Geschick erfüllte ihn, Gedanken, die er nie vorher gehegt, überkamen ihn. Ein Sehender wurde er allmälig hinter der grauen Mauer, die ihm jede Aussicht verstellte, er bekam neue Einblicke in's Leben, von denen er bisher keine Ahnung gehabt. Manchmal empfand er ein friedliches Ruhen in seinen eigenen Gedanken, die unvergleichliche Seligkeit höherer Erkenntniß, bis etwa Durst oder Hunger, Ekel oder Abscheu ihn wieder daraus erweckten.

Die zweite Hälfte seiner Gefangenschaft brachte ihm wesentliche Erleichterung. Seit Doktor Raimann auf Eugen's Wunsch die Vertretung seiner Geschäfte gänzlich niedergelegt hatte und der Justizrath Bernhardt die Vermögensverwaltung übernommen, pflegte dieser in kurzen Zwischenräumen Bericht über das zu erstatten, was für Eugen wissenswerth war.

Vier Wochen nach Beginn seiner Haft empfing Eugen eines Tages die Mittheilung, daß ihm von nun ab Beschäftigung von Seiten des Justizrathes Bernhardt überwiesen worden sei, eine Vergünstigung, die dieser vortreffliche Anwalt für ihn erwirkt hatte. Eugen also arbeitete nunmehr im Aufnahmebureau an einem leeren Pulte. Täglich fand er Aktenstücke aus dem Bureau seines Anwalts vor, die er abzuschreiben, wohl auch auszuarbeiten hatte. Freilich war ihm dadurch der Verkehr mit seinen Schicksalsgenossen abgeschnitten. Er traf nur noch Abends, wenn man sich in den gemeinsamen Schlafsaal begab, mit ihnen zusammen. Dann waren er und sie ermüdet, und die Trennung hatte auch die ursprüngliche Annäherung mehr oder weniger verwischt. Im Bureau selbst aber gab es nur flüchtige Eindrücke. Die Eingelieferten gaben kurz Antwort auf an sie gestellte Fragen und wurden abgeführt. Der Inspektor selbst hatte ihn kaum ein oder das andere Mal eines Wortes gewürdigt. Ein zweiter Gefangener, der für das Gefängniß selbst mit schriftlichen Arbeiten betraut war, wich jedem Versuch, mit ihm anzuknüpfen aus. Eugen erfuhr erst später, daß dieser Mann ein höherer Beamter gewesen war, der wegen seiner Betheiligung an einem umfassenden Ordensschwindel eine längere Strafe abbüßte. Dieser Mann hielt es noch heute für unter seiner Würde, mit einem Gefangenen zu verkehren. Er hatte Jahr und Tag in unverschämter Weise unerlaubten Gewinn daraus gezogen, daß seine Stellung ihn in Berührung brachte mit einflußreichen Personen. Aber der bureaukratische Hochmuth, in dem er groß geworden, war auch durch die Verurtheilung nicht gebrochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

## Kuhimpfung in Steiermark.

(Mit Bild auf Seite 369.)

Den zur Impfung der Kinder nöthigen Stoff gewinnt man von Kühen, denen zu diesem Zwecke erst die Pockenkrankheit durch Impfung künstlich erzeugt werden muß, was durch die amtlich dazu angestellten Aerzte geschieht. Unser Zeichner hatte Gelegenheit, einer solchen Kuhimpfung in Steiermark beizuwohnen, welche das Bild auf S. 369 uns vor Augen führt. Die Operation wurde im Beisein der Eigenthümer der Thiere durch den Bezirksarzt ausgeführt und zwar an der feinen Haut zwischen den Hinterschenkeln der Kühe, woselbst bald darauf ein Pustelausschlag ausbricht, der ganz den Menschenpocken gleicht und dessen Eiter, die sogenannte Lymphe, den Ansteckungsstoff enthält. Am achten Tage ist dieser Stoff zur Uebertragung der Krankheit am geeignetsten. Er wird dann von der Kuh abgenommen, in kleinen Glasfläschchen verwahrt und so bald als möglich zur Impfung bei den Menschen verwendet, da er durch längeres Liegen an Wirksamkeit verliert.

## Der Heinrichsbrunnen im Schloßhofe zu Kiel.

(Mit Bild auf Seite 372.)

Als im Jahre 1888 die Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des deutschen Kaisers, mit der Prinzessin Irene von Hessen stattfand, beschloß die Stadt Kiel, dem künftigen Großadmiral der deutschen Flotte einen Monumentalbrunnen zu errichten, der sich seit 1889 auf dem Hofe des dem Prinzen Heinrich als Residenz dienenden Kieler Schlosses erhebt. Unser Bild auf S. 372 gibt das von Professor Lürssen modellirte Kunstwerk wieder. Der steinerne Unterbau ragt inmitten eines Wasserbeckens empor und trägt die mit der Mauerkrone geschmückte, eherne Gestalt einer Jungfrau, welche die Stadt Kiel versinnbildlicht. In der Rechten hält sie ein Ruder, in der Linken einen Lorbeerkranz; ihr Antlitz ist der nahen Meeresbucht zugewendet. Der äußerst reich gegliederte und geschmückte Sockel aus Sandstein zeigt auf der Vorderseite das Doppelprofilbildniß des Prinzen und seiner Gemahlin, umgeben von bronzenen Liebesgöttern, die auf wasserspeienden Delphinen sitzen. Auf der rechten Seite ist die Widmungstafel angebracht, auf der linken Seite die verbundenen Wappen Hessens und Preußens.

## Gefangen.

(Mit Bild auf Seite 373.)

Italienische Landleute sind es, die uns der Künstler auf dem Bilde S. 373 vor Augen führt, und südliche Sonnenstrahlen haben die Riesentrauben und die Blumen gezeitigt, die der dicke Bengel mit der weißen Zipfelmütze in Händen hält und die dralle ältere Schwester in der Schürze birgt. Ganz italienisch ist auch die ausgelassene Lustigkeit der Beiden über den köstlichen Spaß, den sie sich auf Kosten des armen, von ihnen in die Falle gelockten „Gefangenen" machen. Daß alle Drei nicht gerade zu den Reichen dieser Erde gehören, zeigen uns schon die nackten Füße; aber ihre Fröhlichkeit beweist zugleich, daß es des Geldes nicht bedarf, um heiter und vergnügt zu sein.

## Die Quittanz.

Erzählung von **Robert Habs-Randau.**

(Nachdruck verboten.)

An einem schneidend kalten Wintertage des Jahres 1530 trabten zwei Reiter auf der uralten Heerstraße, die von Eisenach nach Erfurt führt, durch Schnee und Wind dem Dorfe Gamstedt zu. Der Tracht nach hätte man die Beiden für Herr und Diener ansehen können, der Ton jedoch, in welchem der einfacher Gekleidete auf seinen Gefährten einsprach, ließ ein anderes Verhältniß zwischen ihnen erkennen.

„Potz Veitstanz!" fluchte er, den Reif aus dem Schnurrbart streichend. „Ich bin ein Narr, Herr Konstantin, mich bei dieser Hundekälte Euretwegen auf der Heerstraße umher zu treiben."

„Sei gut, Jörg," entgegnete der Andere spöttisch. „Bist ja schon bei böserm Wetter draußen gewesen — und nur einem Erfurter Pfeffersack zu liebe."

„Ist mir aber auch bekommen wie dem Hund das Gras," murrte Jörg.

„Je nun, die Herren von Erfurt verstehen keinen Spaß. Der Streich hätte Dir am Ende den Hals gekostet, wenn ich mich nicht Deiner angenommen hätte."

„Leider!" knurrte Jörg ingrimmig. „Aber habt Ihr damals als Freund an mir gehandelt, so laßt nun endlich hören, womit ich das abverdienen kann."

„Geduld, Jörg. Hinter der Kanne ist allzeit besser verhandeln als hinterm Hagedorn. Vorwärts also."

Sie setzten ihre Pferde in Trab, und bald waren Dorf und Schenke erreicht. Junker Jörg führte dort die Pferde in den Stall, Herr Konstantin aber trat sogleich in die niedrige Gaststube und nahm am Tische dicht am Fenster Platz.

„Einen guten Trunk, Meister Dietz!" befahl er dem Wirth, der dienstfertig herbeigeeilt war. Dabei musterte er flüchtigen Blicks zwei Männer in bürgerlicher Tracht, die ganz im Hintergrunde der halbdunkeln Stube mit dem Verspeisen eines gebratenen Huhns beschäftigt waren, und trommelte dann gelangweilt oder nachdenklich mit den Fingern auf dem Fensterbrett, bis Junker Jörg und hinter ihm der Wirth mit Schenkkanne und Bechern in's Zimmer traten.

„Da sind wir also unter Dach und Fach," sagte der Junker, indem er sich setzte und ohne Umstände die Becher füllte. „Laßt nun Euer Geheimniß flügge werden, Herr Konstantin."

„So höre, Jörg: ich bin auf der Brautfahrt. Kennst Du den alten Herrn Uzo vom Bronn?"

„Am Fischmarkt in Erfurt? Freilich! Ich war ja dabei, als er im Bauernaufruhr vor fünf Jahren mit dem Pferde stürzte und das Bein brach. Ein gar frommer und vornehmer Mann. Möchte aber nicht von ihm behaupten, daß er einen so großen Hang zu den Gelehrten und Advokaten hätte, um einen davon zum Eidam und Erben zu nehmen."

„Hm, und wenn nun das Beste am Erbe so wie so dem Freier zustände?"

„Potz Blut! Ihr macht mich neugierig."

„Und wirst doch keinen Scheffel Witz brauchen, um die Sache zu begreifen. Merk also: der

Freihof am Fischmarkt gehörte früher meinem Ohm, dem Hans v. Luxheim. Von dem hat ihn Herrn Uzo's Vater käuflich an sich gebracht, hat aber das Kaufgeld nicht gezahlt — wenigstens vermag Herr Uzo keine Quittanz darüber beizubringen. Er hat da freilich ein Papier mit meines Ohms beigedrucktem Insiegel, das er gern als Quittanz auflegen möchte, aber die Schrift ist dermaßen erloschen und ausgegangen, daß kein Buchstabe mehr zu lesen steht. Das Kaufgeld bleibt somit immer noch zu fordern. Ich aber bin meines verstorbenen Ohms einziger Erbe. Begreifst Du jetzt?"

„Das schon — aber was habe ich mit diesem Handel zu thun?"

„Hm . . . ist Dir Einer des Namens v. Breitlingen bekannt?"

„Adolar v. Breitlingen, den sie den Goldkoch nennen? . . . Der Junker Adolar hantirt nämlich mit Pulvern, Säften und Salzen trotz einem Apotheker. Da heißt's denn, er wolle Gold machen, und so ist ihm der Spottname aufgesattelt worden. Aber was habt Ihr mit dem zu schaffen, Herr Konstantin?"

„Der Mann ist mir im Wege, Jörg."

„Doch nicht etwa bei der Sabine vom Bronn? Der Sorge dürft Ihr ledig gehen, Herr Konstantin! Wie ich Euch schon gesagt habe: Herr Uzo will nichts wissen von den Doctores und Gelehrten, er behauptet schlankweg, durch sie wäre alles Unheil in die Welt gekommen. Als daher Junker Adolar sich's vor beiläufig anderthalb Jahren beikommen ließ, ein Wörtlein von wegen der Sabine hinzuwerfen, da hat ihn der alte Herr mit Pauken und Trompeten an der Hecke abreiten lassen. Seitdem ist der Junker verschollen, außer Landes gegangen, vielleicht schon gestorben und verdorben."

„Das ist er eben nicht, Jörg. Ich habe glaublichen Bericht, daß man ihn vor vier Wochen zu Nürnberg gesehen hat."

„Hm, und was geht das Alles mich an?"

„Höre, Jörg, Du hast Muth für Drei, Du bist ein Ausbund von einem guten Fechter . . ."

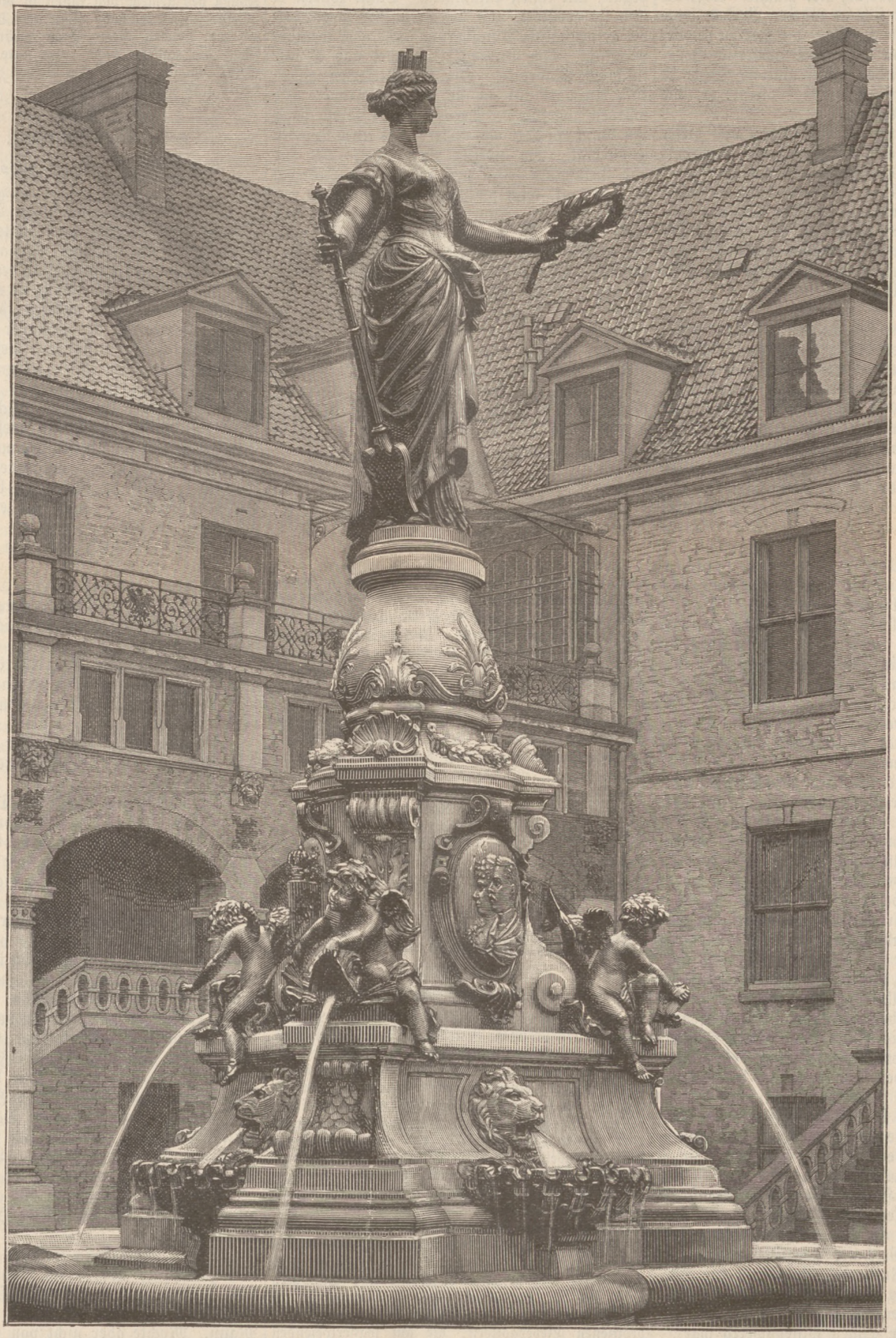
In diesem Augenblicke fiel an dem Tische im Hintergrunde mit lautem Gepolter ein Messer zu Boden, so daß Jörg, der die beiden schweigsamen Gäste bis dahin gar nicht bemerkt haben mochte, unwillig herumfuhr.

„Daß Euch Potz Marter schänd'!" fluchte er. „Wer heißt Euch solchen Lärm machen da hinten?"

Die Angeredeten gaben keine Antwort. Der Junker wandte sich daher wieder seinem Genossen zu, und Beide setzten ihr Gespräch fort — nunmehr aber mit einer so leisen Stimme, daß kein Dritter ihre Worte verstehen konnte, bis sie sich nach einer Weile die Hände schüttelten und Jörg ausrief: „Ihr habt mein Wort, Herr Konstantin! Gebt mir Bericht, sobald Ihr meiner benöthigt seid, und Ihr werdet mich allzeit bereit finden."

„Also abgemacht!" entgegnete Herr Konstantin befriedigt. Dann leerten sie gemächlich plaudernd den Rest der Kanne, Meister Dietz führte nun die Pferde vor, und wenige Minuten später sprengte Junker Jörg den Weg zurück, den er gekommen war, während sein Gefährte die Reise nach Erfurt fortsetzte.

Als Meister Dietz in die Stube zurückkehrte, fand er seine beiden anderen Gäste am Fenster stehen. Offenbar hatten sie den Abzug der Edelleute beobachtet. Der Jüngere war eine schlanke Gestalt mit blondem Haar und tiefblauen Augen, dem das Deutschthum auf dem Gesichte geschrieben stand, während sein Begleiter sich durch die Adlernase und das glänzend schwarze Haar sogleich als Welscher verrieth.



**Der Heinrichsbrunnen im Schloßhofe zu Kiel.** (S. 371)

**Gefangen.** Nach einem Gemälde von F. Mazzotta. (S. 371)

„Wer war der Fremde im Pelzmantel, Meister Wirth?“ fragte jetzt der Jüngere.

„Niemand anders als Herr Konstantin v. Luxheim, Doktor beider Rechte und Rath Seiner kurfürstlichen Gnaden von Mainz,“ entgegnete der Wirth mit Nachdruck.

„Und sein vierschrötiger Genosse?“

„Jenun, das ist der Junker Jörg Barth auf Kobstedt. Dem hat Herr Konstantin aus der Leimgrube geholfen, als die von Erfurt ihn vorigen Jahres beim Straßenraub ergriffen hatten. O, der Doktor ist ein kluger Mann ...“

„Schon gut, Meister. Nehmt dies für die Zeche und sorgt nun für unseren Wagen, damit wir noch in der Nacht nach Erfurt kommen.“

Der Anblick des Goldguldens, den der Fremde bei diesen Worten auf den Tisch legte, schien dem Wirthe Flügel zu verleihen. Nach kaum zehn Minuten konnten die beiden Fremden ihren Wagen besteigen, und unter den unaufhörlichen Kratzfüßen Meister Dietzens rollte das Gefährt davon.

— — — — — — — — — — — — —

Sechs Wochen waren verflossen seit jenem Vorgange in der Schenke zu Gamstedt. Die Märzensonne begann mit dem Schnee aufzuräumen, und die Luft war lenzhaft lind. Im Obergeschoß des Freihofs am Fischmarkt zu Erfurt stand daher bereits ein Fenster offen, und im Rahmen zeigte sich ein blühendes Mädchengesicht, dessen glänzende Blicke bisweilen von der Stickerei weg zu den Vorüberkommenden hinabflogen oder sich der ältlichen Dame zuwandten, die mit einer Näharbeit an einem Tischchen in der Mitte des Zimmers saß.

Plötzlich aber rümpfte die Schöne das Näschen und nickte einen flüchtigen Gruß auf den Platz hinab. Dann schloß sie das Fenster und verließ die Nische.

„Wer grüßte Dich da, Sabine?“ fragte die ältere Dame.

„O, nur Herr Konstantin v. Luxheim. Du weißt ja, Mutter, wie er mir seit seiner Wiederkunft von Mainz alle Höflichkeit anthut, obschon mir nicht bewußt ist, womit ich das um ihn verdient haben könnte.“

„Es gilt Dir also gleich, ob ein Mann Dich ehrt, der eines Jeden Gunst und Achtung hat? Und wenn er nun ein ernstlich Absehen auf Dich hätte, Sabine?“

„Aber, Mutter, er ist ja doppelten Alters wie ich!“ lachte die etwa zwanzigjährige Schöne.

Frau Anna vom Bronn stieß einen schweren Seufzer aus.

„Und doch darf Dir nicht länger verhalten bleiben, daß Du ihm versprochen bist,“ sagte sie dann mit merklicher Anstrengung. „Dein Vater konnte die Werbung des reichen und mächtigen Mannes nicht von der Hand weisen. Unsers Verhoffens freilich sollte Herr Konstantin Dich gewinnen, bevor Dir die Sache kund würde. Nun aber sind anderthalb Monde darüber vergangen, und Herr Konstantin drängt um Entscheidung.“

„Ihr habt mich also — verhandelt?“ stieß das junge Mädchen mit bebenden Lippen hervor.

„Sabine!“

„Vergib mir, Mutter!“ rief jetzt Sabine schluchzend. „Aber was bedarf es denn für mich des Reichthums? Laßt mich bei euch bleiben und uns ein Genüge haben an dem, was unser ist.“

„Ach, Kind, das ist's ja eben,“ seufzte Frau Anna. „Sobald Herr Konstantin will, ist der Freihof nicht mehr unser. Er kann ihn als ein Eigenthum seines seligen Ohms jeden Tag zurückfordern. Und wenn auch wir Beide, Du und ich, uns der Armuth unterwinden wollten — was soll aus dem Vater, Deinem armen, gebrechlichen, hilflosen Vater werden?“

In solchem Sinne sprach die Mutter noch lange auf die Tochter ein, und die schweren Athemzüge derselben verriethen, daß sie den Ernst der Lage vollkommen einsah.

„Laß mich nachdenken, Mutter,“ bat Sabine endlich. „Morgen soll Dir Antwort werden.“

Frau Anna willfahrte dem Wunsch ihres Kindes. Sich selber überlassen, begann Sabine voll sinnender Unruhe im Zimmer hin und wieder zu gehen. Sie fühlte sich tief unglücklich, weit unglücklicher als an jenem Tage, da sie die mißlungene Werbung Adolar's v. Breitlingen und die plötzliche Abreise des Junkers in Erfahrung gebracht hatte. Damals war ihr die Hoffnung auf die Wiederkehr des Geliebten geblieben, und sie konnte warten, sie war ja noch jung: jetzt aber ... Vergebens hielt sie sich das Gebot der Kindespflicht vor, vergebens malte sie sich den Kummer der von Haus und Hof vertriebenen Eltern, die Leiden und Sorgen der Armuth aus: der Schrecken dieser Vorstellungen verblich immer wieder gegenüber dem Wehgefühl, einem fremden Manne geopfert zu werden, gegen den sie eine unüberwindliche Abneigung empfand. — —

Während so Sabine nach Ergebung in ihr Schicksal rang, saß in einem Hinterzimmer des Breitlingshofes am Löberthor jener hakennasige Welsche, den wir bereits in der Schenke zu Gamstedt flüchtig kennen lernten, hinter einem mit allerlei sonderbaren Geräthen, Tiegeln, Töpfen, Schalen und Fläschchen belasteten Tische und prüfte mit peinlicher Sorgfalt eine Anzahl beschriebener Blätter, deren Tinte theilweise bereits vergilbt, theilweise aber noch vollkommen frisch erschien.

„Sonderbar!“ murmelte er. „Alle zur selben Stunde geschrieben, und nun so ganz verschiedenen Aussehens. Adolario hat wirklich recht: das Saracenicum*) thut's, das gibt der Tinte den Halt und den Glanz ... Aber wo bleibt er heute so lange?“ unterbrach er sich mit einem unwilligen Blick nach der Thür. „Schon die achte Stunde vorüber!“

Er vollendete nicht, denn draußen auf dem Gange ließen sich eilige Schritte hören, und Junker Adolar, der junge Deutsche, den wir in der Gesellschaft des Welschen in der Gamstedter Schenke trafen, stürmte in das Zimmer.

„Endlich zurück, Adolario?“ fragte der Welsche vorwurfsvoll. „Ihr werdet nicht eher ruhen, als bis Euch eines Abends die Schwertspitze des Junkers Barth in den Rippen sitzt.“

„Immerhin!“ rief Adolar v. Breitlingen heftig. „Die Sache muß ein Ende haben. Es steht einem Edelmann übel an, Lorenzo, wie eine Memme im Versteck zu hocken, während der Gegner draußen die offene Straße hält.“

„Oho, was pfeift Ihr mir da für eine Musika?“ entgegnete Lorenzo halb erstaunt, halb ärgerlich. „Habt Ihr vergessen, daß Ihr's mit Meuchlern zu thun habt, daß dieser Luxheim —“

„Schweigt von dem Buben, Lorenzo! Wahrhaftig, ich stoße ihn nieder, wo ich ihn zunächst treffe.“

„Schweigt Ihr selber, Adolario! Ihr seid nicht wohl bei Troste, wenn Ihr die Sache auf die Faust zu setzen vermeint. Was fruchtet's, so Ihr ihn erschlagt und Herr Uzo Euch doch nicht geneigter ist als damals? Nehmt Vernunft an und faßt Euch in Geduld. Noch hat das öffentliche Verlöbniß nicht stattgefunden, und im schlimmsten Falle haben wir bis zur Hochzeit Frist. Inzwischen aber wird uns die hohe, herrliche Kunst das Mittel an die Hand geben, den Signor Luxheim sicherer in den Sand zu strecken als mit dem besten Stahl und mit der stärksten Faust.“

„Meint Ihr?“ entgegnete Breitlingen bitter. „Was hat uns denn die hohe, herrliche Kunst bisher gelehrt?“

*) Alchemistischer Name des Gummi arabicum.

„Mich hat sie gelehrt, daß Ihr Recht hattet, als Ihr den Glanz und die Haltbarkeit der Tinte auf den Zusatz von Saracenicum schobet. Seht her.“

Der Junker warf nur einen flüchtigen Blick auf die beschriebenen Blätter, die Lorenzo ihm vorlegte.

„Schön, schön,“ sagte er ungeduldig. „Aber was nun weiter?“

„Daraus folgt, daß die Quittanz, die Herr Uzo in Händen hat, mit einer Tinte geschrieben wurde, die zufällig oder absichtlich kein Saracenicum enthielt. Diese Tinte haben wir. Wir werden nun das Mittel suchen, sie zu schwärzen, nachdem sie bereits auf das Papier aufgetragen worden. Und wir werden dies Mittel finden, Adolario, wenn wir fleißig sind.“

„Wirklich, Lorenzo, Ihr seid ein feiner Kopf.“

„Findet Ihr? Dann folgt meinem Rathe. Vorwärts, kleidet Euch um, Adolario, indessen ich die Flamme zurichte. Wir wollen vorerst den Fumum acerrimum*) versuchen.“

Der Junker erhob jetzt keinen Einwand mehr. Willig kam er den Anordnungen des Alchemisten nach, und der Lichtschein, der bis tief in die Nacht hinein aus dem Zimmer fiel, verkündete zur Genüge, mit welchem Eifer die beiden Laboranten sich der Arbeit hingaben.

*) Schwefeldampf.

St. Gertraudis war herangekommen. Die Veilchen blühten bereits in seltener Menge, und Herr Konstantin v. Luxheim befestigte eben, in seinem Quartiere auf dem Mainzer Hofe vor dem Spiegel stehend, einen Strauß der duftenden Blumen an seinem Barett, als hinter ihm die Thür aufsprang, und Jörg Barth in's Zimmer trat.

„Potz Veitstanz!“ rief der Junker beim Anblick des geputzten Edelherrn überrascht. „Habt Ihr mich etwa gar zu Eurer Hochzeit verschrieben?“

„Warum nicht, Kumpan?“ entgegnete der Luxheimer gut gelaunt. „Ich zähle auf Dich, um mir den Kirchweg frei zu halten.“

„So ist der Goldkoch wirklich heimgekehrt?“

„Eben deshalb habe ich Dich herbeschieden. Gedenkst Du bei dem zu bleiben, was Du mir in Gamstedt zugesagt?“

„Wäre ich sonst eilig wie ein Windspiel hergetrabt? Laßt mich nur machen, Herr Konstantin. Ich weiß, wie man einen Zank vom Zaune bricht.“

„Das gäbe Aufsehen, Jörg, und ich will die Sache in der Stille abgemacht wissen. Uebrigens hält der Wicht sich ängstlich zu Hause, und Du würdest ihm nirgends beikommen können. Höre nun meinen Plan. Die Memme schleicht bisweilen Abends nach Sonnenuntergang aus dem Bau durch eine Seitenthür, die von seinem Grundstück auf das schmale Gäßchen am Thore hinausgeht. Heute Abend Schlag sieben Uhr findet meine Verlobung mit Jungfer Sabine auf dem Freihofe statt. Dazu wird er nicht ausbleiben, wenn auch nur, um auf dem Fischmarkte einen langen Hals zu machen. Stellst Du Dich kurz nach sieben Uhr in der Gasse auf, so kann er Dir auf seinem Heimwege nimmer neben das Garn gehen — und dann mach's kurz. Verstanden?“

„Nun, wenn's schon durchaus sein muß,“ brummte Jörg, sich hinter die Ohren kratzend.

„Also abgemacht! Hier, Kumpan.“

Damit drückte der Luxheimer dem Junker ein Päckchen Gold in die Hand, das dieser stillschweigend in die Tasche gleiten ließ. Ueberhaupt war der Raufbold jetzt plötzlich einsilbig geworden und beeilte sich, Abschied zu nehmen.

„Ein dreimal verfluchter Handel,“ murmelte er, der nächsten Schenke zusteuernd. „Der Gold-

koch hat mir doch eigentlich nie ein Leids gethan. Es wird manche Kanne Wein kosten, bevor ich die nothdürftige Herzhaftigkeit beisammen habe." —

Luxheim legte inzwischen die letzte Hand an seinen Anzug und begab sich dann nach dem Freihofe. Im Saale des Erdgeschosses fand er bereits mehrere Gäste, darunter den Bürgermeister Wolf Hüttner und den Stadtrichter Paul Rodung, um den Lehnstuhl Herrn Uzo's versammelt, der heute heiterer erschien, als man ihn seit Langem gesehen hatte, den Gruß seines künftigen Eidams aber mit fast auffälliger Förmlichkeit erwiederte. Luxheim hatte jedoch keine Zeit, über diesen Umstand nachzudenken, denn es langten fortwährend neue Gäste an, mit denen er einige Worte wechseln mußte, bis Schlag sieben Uhr die große Mittelthür aufgethan ward und nunmehr die Frauen und Jungfrauen, die sich im Obergeschoß versammelt hatten, in den Saal traten — an ihrer Spitze Frau Anna und Sabine, die bleich ausfah bis auf die Lippen und hartnäckig zu Boden blickte.

Herr Konstantin eilte seiner Braut sogleich entgegen und begrüßte sie mit der Gewandtheit des vollendeten Hofmanns. Sabine hörte zwar augenscheinlich nicht auf das, was er ihr sagte, aber sie überließ ihm willenlos ihre Hand, und so standen die Beiden anscheinend in schönster Eintracht beisammen, als Herr Uzo sich an der Krücke von seinem Lehnstuhle erhob und die Versammelten mit folgenden Worten anredete:

„Liebe Herren und gute Freunde! Liebe, edle und wohlachtbare Frauen und Jungfrauen! Meinen ehrlichen Dank vorerst für die Mühe, der ihr euch unterwunden, um meinem Hause am heutigen Tage Ehre zu erweisen. Meinen ganz besonderen Dank aber dem edlen und ehrenfesten Herrn Konstantin v. Luxheim, daß er mir zu lieb ein groß und beschwerlich Opfer zu bringen gesonnen und eine vom Bronn zu seiner ehelichen Hausfrau zu nehmen willig war, ob sie gleich bei ihrer Jugend seinen gereiften Jahren nicht wohl anständig sein dürfte."

Hier machte Herr Uzo eine Pause, während der die Gäste verdutzt einander ansahen. Dann aber fuhr er fort:

„Der grundgütige Herrgott hat jedoch zu rechter Zeit einen Eingriff gethan in unsere Noth und, den Willen für die That nehmend, es also gefügt, daß wir zur Stunde jenes Opfers entrathen mögen. Ich spreche daher den edlen und gestrengen Herrn Konstantin in euer aller Gegenwart los und ledig jeder Verpflichtung, die er gegen mich und mein Haus zu haben vermeint oder zu übernehmen gewillt war."

„Herr, was soll das besagen?" schrie der Luxheimer bleich vor Wuth, indem er die Hand Sabinens fahren ließ und an den Tisch trat.

„Mögt Ihr's hören, so merket auf," entgegnete Herr Uzo kühl und fügte dann, zum Bürgermeister Hüttner gewendet, hinzu: „Wollet zusehen, Herr Gevatter, weß Hand und Siegel das ist, und uns vernehmen lassen, was die Schrift besagt."

Dabei überreichte er dem Bürgermeister ein Papier, und Herr Wolfgang las nach kurzer Prüfung wie folgt:

„Ich, Hans v. Luxheim, Ritter, bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daß der edle und ehrenwerthe Herr Franz vom Bronn achttausend Gulden Kaufgeldes, so mir für den Freihof zu Erfurt zuständig, wie das Alles im Kaufbriefe geschrieben steht, mir wohl zu Dank und nach aller Nothdurft auf diesen St. Martinstag allhier bezahlt hat. Des zu unserer Urkund hab' ich mein angeboren Petschaft unter diese Quittanz gedrückt, die gegeben ist zu Erfurt auf St. Martinstag anno Domini 1499."

„Mutter, die Quittanz!" . . . rief in diesem Momente Sabine und warf sich schluchzend Frau Annen in die Arme, die die Tochter sanft hinausführte.

In dem Wirrwarr, der durch diesen Zwischenfall entstand, achtete Niemand auf das stille Verschwinden des Luxheimers, so wenig dieser selber Augen für die beiden Fremden hatte, die im Augenblicke seines geräuschlosen Rückzuges von einem Diener in den Saal geleitet und von Herrn Uzo mit herzlichem Handschlag bewillkommt wurden.

„Liebe Herren und Freunde," redete dann der alte Herr die Versammelten von Neuem an, indem er dem jüngeren der beiden Ankömmlinge die Hand auf die Schulter legte, „ich habe euch zu einem Verlöbniß geladen und bin euch doch bisher den Namen des Bräutigams schuldig geblieben. Hier nun steht er: der Junker Adolar v. Breitlingen. Wollet also noch verziehen und indessen mit einem kleinen Imbiß vorlieb nehmen. Ihr aber, Junker Adolar, mögt Euch jetzt zu Eurer Braut begeben."

Freudestrahlend eilte Adolar in das obere Geschoß. Im Saale aber ward das Essen aufgetragen, und zwischen hinein stellte Herr Uzo den zweiten Fremden als den Cavaliere Lorenzo dello Speco vor und erzählte dabei, wie der Italiener vor seinen Augen das Papier mit einer Flüssigkeit benetzt und dadurch die Schrift wieder lesbar gemacht habe.

Die Unterhaltung nahm nun bald einen lebhaften Schwung, namentlich da Herr Uzo mit dem Weine nicht geizte, und als eine Stunde später Sabine am Arm Adolar's von Neuem im Saale erschien, wurde das Paar bereits mit einem schallenden Lebehoch begrüßt.

Die Braut war zwar noch bleich, aber sie lächelte, und als Herr Wolfgang Hüttner die Verlobung mit den üblichen Formeln und dem Ringwechsel feierlich vollzogen hatte, und Adolar ihr den Verlobungskuß auf die Lippen drückte, da strahlte ihr Auge vor reinster Glückseligkeit.

Der Verlobungsschmaus währte ohne jede Störung bis gegen Mitternacht. Nur der Bürgermeister wurde gegen zehn Uhr von einem Diener leise hinausgebeten und war nicht wenig überrascht, draußen im Vorzimmer den Stadtrichter anzutreffen, der kurz nach dem Erscheinen des Brautpaars die Gesellschaft verlassen hatte, dessen Abwesenheit aber bis dahin Niemandem aufgefallen war.

„Potz Blut, was gibt's denn, Rodung?" fragte Herr Wolfgang verwundert.

„Nichts Gutes, Hüttner. Der Stadtknecht Herrnhoff hat vor etwa einer Stunde in der kleinen Gasse am Breitlingshof die Leiche des Luxheimers aufgefunden. Wie die Blutlache auf dem Boden außer Zweifel setzt, ist er an Ort und Stelle erstochen worden."

„Und der Thäter?"

Der Stadtrichter zuckte die Achseln.

„So laßt die Sache für heute ruhen, Rodung. Haltet auch drinnen Eure Zunge im Zaum — die Leutchen erfahren die Geschichte immer noch zeitig genug." . . .

Herr Wolfgang hatte richtig prophezeit. Adolar und sein Gefährte erfuhren den räthselhaften Mord sogar noch am selben Abend bei ihrer Heimkunft und setzten am anderen Morgen auch Sabine davon in Kenntniß.

„Der Unglückliche!" rief das junge Mädchen erschrocken. „Ein solches Schicksal hatte er denn doch nicht verdient."

„Beruhigt Euch, Signora," entgegnete der Italiener hart. „Das Schicksal regelt eines Jeden Rechnung zu seiner Zeit, und für die des Signor Luxheim war jener Degenstoß zweifelsohne die rechte Quittanz."

Lorenzo hatte Recht, obgleich er nicht wußte, wie die Sache zugegangen war, das heißt, daß Junker Jörg, der sich toll und voll getrunken hatte, den ihn aufsuchenden Luxheimer in der Dunkelheit für den Breitlinger gehalten und niedergestoßen hatte.

Junker Jörg war noch glücklich über die Ringmauer gekommen. Im Stadtgraben aber hatte ihn der Wein überwältigt, und dort fand man ihn am anderen Morgen. Die blutige Waffe zeugte wider ihn, und diesmal entging er dem Galgen der Erfurter nicht — hatte er sich doch selber seines einflußreichen und gewandten Vertheidigers beraubt.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Mitgerechnet.** — „99 Schafe und 1 Bewohner der Champagne machen 100 Thiere," sagt ein altes französisches Sprichwort. Seine Herstammung ist folgende: Thibaut II., der Große genannt, Graf der Champagne und von Blois (1102 bis 1152), machte öffentlich bekannt, wenn eine Schafheerde von hundert Köpfen durch eine seiner Städte in der Champagne ziehe, so sei dafür eine Abgabe zu bezahlen. Da geriethen die listigen Hirten auf den Einfall, die Heerden nur neunundneunzig Schafe stark zu machen. Aber der Graf befahl sofort, den Schäfer, welcher sie führe, auch für ein Schaf zu rechnen. [H. G.]

**Gemeinschaftliche Jagden der Thiere.** — Wenn wir wissen, welche ungemeine Anhänglichkeit manche Thiere aneinander besitzen, so wundern wir uns nicht, von zuverlässigen Beobachtern zu hören, daß sich verschiedene Thiere auch gegenseitig beistehen, sowohl zu gemeinsamer Jagd, wie zur Vertheidigung gegen ihre Feinde. So suchen Schwalben sehr oft Gefangene ihrer Art zu befreien, helfen einander beim Nestbau, und wenn der Spatz sich eines ihrer Nester bemächtigt hat, so beobachtet man mit Vergnügen, wie auf das Zetergeschrei der Beraubten die Schwestern oft massenhaft herbeieilen, um den frechen Eindringling zu verjagen. Bei diesem Kampfe geht meist der kleine Bau zu Grunde: dann bringt jede ein Schnäbelchen feuchter Erde herbei, und in wenigen Tagen ist das Nestchen wiederhergestellt.

In Rußland kommt es gar nicht selten vor, daß Wölfe sich beim Angriff auf eine Heerde gegenseitig unterstützen. Sind es nur zwei, so legt sich der eine in einen Hinterhalt, während der andere der Heerde entgegengeht, bis er, vom Hunde hart verfolgt, nach dem Walde eilt. In diesem Augenblicke stürzt der andere Wolf aus seinem Verstecke hervor, ergreift ein Schaf und trägt es flugs davon, bevor noch der treue Wächter wieder zurückgekehrt ist.

Der Fuchs läßt sich zwar seine Jagdkniffe nicht gern von andern absehen, doch geschieht es auch bisweilen, daß er in Gemeinschaft jagt.

Im August 1890 begab sich eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang der Förster Hüter in Nordheim im Walde auf eine Schneise, als er mitten auf derselben eine Kette Fasanen erblickte, die alle ruhig mit erhobenen Köpfen dastanden und ihre Aufmerksamkeit auf einen entfernten Gegenstand richteten. Der Waidmann schlich sich bis auf etwa 50 Schritte heran, als er ungefähr 200 Schritte weiter drei Füchse entdeckte, die auf einer besonders schmalen Stelle der Schneise langsam umherschlichen und so thaten, als bemerkten sie die Fasanen gar nicht. Auf einmal war einer von ihnen auf der rechten Seite der Schneise im Dickicht verschwunden, während die beiden andern ihr Spiel noch ein Weilchen fortrieben und dann langsam, als hätten sie durchaus nichts Böses im Sinn, auf der Schneise herabkamen. Plötzlich verschwanden die Fasanen links im Dickicht, und einen Augenblick darnach stand der vorher verschwundene Schelm an der Stelle, wo soeben noch die leckeren Vögeln waren, indem er von rechts her aus dem Dickicht kam. Ohne Zweifel war dies ein wohlgeplantes gemeinsames Unternehmen; die beiden auf der Schneise bleibenden Füchse sollten die Aufmerksamkeit der Vögel beschäftigen, während der dritte die Aufgabe hatte, sich unbemerkt fortzuschleichen und jene meuchlings zu überfallen.

In der That sollte man den Thieren kaum eine solche List zutrauen; doch sind die Fälle gar nicht so selten, wo wir Thiere mit andern vereinigt Handlungen unternehmen sehen, um einen Zweck zu erreichen, dessen Erlangung ihnen allein ganz unmöglich wäre. Der Besitzer einer Anzahl Kaninchen aus der Umgebung von Barmen bemerkte nach der „K. Z." von 1881, daß nach und nach sechs Kaninchen aus seinem Stalle verschwanden. Der Stall bestand aus einem meterhohen und nach allen Seiten festgeschlosse-

nen Bretterkasten, an dessen oberem Theile sich eine zur Fütterung bestimmte enge Oeffnung befand, die jeden Abend durch ein mit Steinen beschwertes Brett geschlossen wurde. Da jeden Morgen nur eines der Thiere fehlte, die übrigen aber sich unbeschädigt zeigten und auch der Verschluß nicht leicht zu beseitigen war, so blieb die Möglichkeit ausgeschlossen, daß etwa ein Wiesel den nächtigen Einbruch verübt haben könnte. Der Besitzer mußte demnach auf die Vermuthung kommen, daß die Entwendung seiner Kaninchen durch Menschen geschehen sei; nur fand er nicht den leisesten Anhalt, auf wen er den Verdacht lenken sollte. Und doch war ihm viel daran gelegen, den Dieb zu entdecken.

Er verstärkte zunächst den Verschluß, indem er das die Oeffnung deckende Brett auf der einen Seite festnagelte und es dann mit Rasen und Steinen beschwerte. Darauf hielt er in der folgenden Nacht Wache, um den Kaninchendieb zu ertappen. Er mußte lange warten. Mitternacht war bereits lange vorüber, und die Hoffnung, in dieser Nacht Entdeckungen zu machen, wurde immer schwächer, als er auf einmal am Kasten ein Geräusch bemerkte. Wie groß aber war sein Erstaunen, statt des erwarteten Menschen — zwei Hunde auf dem Kasten zu erblicken. Der eine war ein ihm bekannter großer Hund aus der Nachbarschaft, ein Abkömmling einer Bernhardinerhündin und eines großen zottigen Schäferhundes, der von allen seinen Kameraden rings gefürchtet wurde. Der andere war ein fremder kleiner Dachshund, eben dünn genug, um durch das Futterloch in den Kasten hinab gelangen zu können. Der große Hund, der sich sonst nie mit kleinen Kläffern abzugeben pflegte und sich trotzdem mit dem schmächtigen Dachshund auf ein regelmäßiges Stelldichein zum Zweck des nächtlichen Einbruchs verständigt haben mußte, scharrte nun Rasen und Steine bei Seite, preßte mit Gewalt das Brett auf der einen Seite empor und ließ den Dächsel in den Kasten hinab. Nach einigen Augenblicken schon kam der kleine Dieb mit einem Kaninchen im Maule zurück und übergab es seinem großen Kameraden, worauf sich beide so geräuschlos als möglich aus dem Staube machten, um unbelästigt ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Die Thatsache ist verbürgt.

„Im Keller eines Hauses in Innsbruck," erzählt Professor Della Torre, „fehlten letzten Winter wiederholt einzelne Eier, welche während dieser Jahreszeit daselbst aufbewahrt wurden. Der Verdacht fiel zunächst auf das Dienstmädchen, das nun Alles aufbot, seine Unschuld nachzuweisen. In dieser kritischen Lage stellte sie sich auf die Lauer und wurde dadurch Zeugin von der Diebeslist, welche die Ratten — denn diese waren die Diebe — anwendeten, um in den Besitz der Eier zu gelangen, die in einem flachen Kasten lose beisammen lagen. Lüstern kam eine Ratte aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen, bald gefolgt von einer zweiten. Darauf ergriff die erste ein Ei und drückte es mit ihren Vorderpfoten an sich, um es nicht fallen zu lassen. Da sie nun aber in dieser Lage nicht laufen konnte, so ergriff die zweite mit ihren Zähnen deren Schwanz und zog sie so schnell als möglich zu dem Loch, aus dem sie hervorgekommen waren. Dieses ganze Geschäft, das nach der Zahl der fehlenden Eier auf ziemlicher Uebung beruhte, dauerte kaum zwei Minuten. Eine Stunde später erschien das diebische Paar wieder, entschieden in derselben Absicht, und durch gefällige Mittheilung der benachtheiligten Familie hatte ich Gelegenheit, Augenzeuge eines derartigen Vorganges zu sein, der sich nach den Versicherungen des gerechtfertigten Mädchens stets auf dieselbe Weise abspielte."

Daß viele Thiere sich gegenseitig im Kampfe gegen ihre Feinde beistehen, hat man oft beobachtet; daß sie aber ihre List bei ihren gemeinsam Plünderungen und Räubereien bis zu einem derartigen Raffinement zu entwickeln vermögen, wie es die beiden hier zuletzt angeführten Fälle zeigen, ist wohl eine Seltenheit. [L. Haschert.]

**Maria Theresia und Joseph II.** — Die Kaiserin Maria Theresia erzog ihren Sohn Joseph mit aller Strenge. Als sie ihn einst betend antraf und bemerkte, daß er auf einem Kissen kniete, verwies sie ihm das, weil sich das weder für einen Betenden überhaupt zieme, noch für einen Fürsten, der sich nicht verweichlichen dürfe. [D.]

## Humoristisches.

Mißlungene Ausrede.

Sicherheitswachmann: Sie sind wegen Bettelns arretirt. Marsch, auf's Kommissariat!

Bettler: I'? I' bettel' ja gar net!

Sicherheitswachmann: Sie strecken doch die Hand aus!

Bettler: Wissen S', i' hab' mi' nur überzeugen woll'n, ob's net regnen thut!

Nette Aussicht.

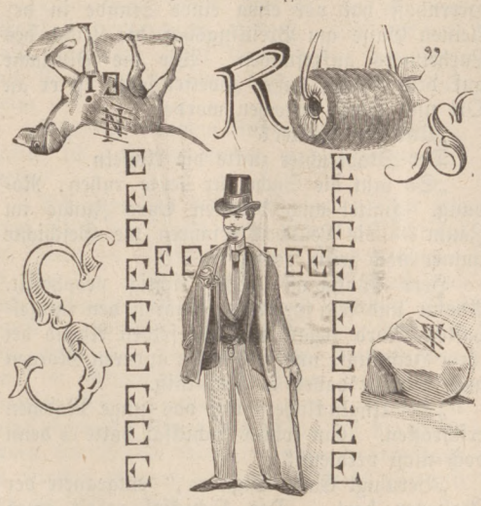
Gast (in einer Dorfschänke einkehrend): Ich möcht' ein Glas Bier — läuft das Faß schon lange?

Wirth: Seit heut' früh um Zehn vielleicht.

Gast: Könnt' ich da nicht warten, bis frisches kommt?

Wirth: O ja, das können S' schon. Frau, richt' das Bett im Gaststübel, der Herr will so lange da bleiben, bis frisch angezapft wird.

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 46:

Wohl anfangen ist gut, wohl enden ist besser.

### Arithmogriph.

1. 9. 12. 3. 9. 2 eine Stadt in der Rheinpfalz;
2. 6. 9. 12. 3. 9 ein Reich in Innerafrika;
3. 5. 9. 12. 9 eine altrömische Göttin;
4. 5. 11. 1. 9. 12. 3 ein deutscher Dichter;
5. 12. 3. 5. 11. 12 ein Kaiserreich;
6. 5. 11. 7. 7. 11. 12 eine deutsche Universität;
7. 11. 5. 12. 11 ein Fluß in Frankreich;
8. 11. 3. 4. 5. 6 ein Mädchenname;
9. 1. 4. 5. 12 ein männlicher Vorname;
10. 5. 12. 1. 9. 12. 3 ein Theil Rußlands;
11. 2. 6. 11. 12 ein männlicher Vorname;
12. 11. 2. 4. 5. 11. 3 eine Stadt am Rhein;
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12 eine Stadt am Rhein.

[P. Klein.]

Auflösung folgt in Nr. 48.

### Buchstaben-Räthsel.

Mit f seht ihr's an Thür und Tisch,
Mit u an Haus und Garten,
Und eine Augenweide wir
Von dem mit l erwarten.
Dem Bauer ist es nimmer lieb,
Wenn ihm sein Vieh mit g es blieb. [F. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 46: Aufruhr.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.